

Wiesbadener Tagblatt.

42. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.,
Reclamen die Zeile für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 48.

Samstag, den 28. Januar

1893.

Für Februar und März!

Der Bezug

des täglich in zwei Ausgaben erscheinenden

Wiesbadener Tagblatt

mit seinen 7 Gratis-Beilagen

(darunter die „Illustrirte Kinder-Zeitung“)

monatlich 50 Pfennig

kann jederzeit begonnen werden. Man bestelle sofort.

Beim Bestellen erhalten die „Tagblatt“
bis zum Schlusse des Jahres unentgeltlich.

Politischer Brief.

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Berlin, 27. Januar.

Es ist eine Art Ferienstimmung, durch die Hochzeits-
feierlichkeiten am kaiserlichen Hofe hervorgerufen, ist es die
bekannte Stille vor dem Sturm, jedenfalls befinden sich
augenblicklich unsere Landtage wie Reichstagsabgeordneten
in merkwürdig ruhiger Stimmung und geben den „Kärnern“,
in diesem Falle den Schreib- und Kombinationslustigen
Journalisten, wenig zu thun. Tag für Tag halten die
beiden Häuser ihre Sitzungen ab, nur schwach jedoch ist das
Echo, welches von ihren Sitzungen hinaus in die Weite
klingt, und noch geringer das Interesse, welches das Publi-
kum diesem Echo entgegenbringt. Wie man einst gelegent-
lich der ja jetzt wieder aktuell gewordenen englischen Be-
wegung Ägyptens von den Franzosen bemerkte, daß sie für
nicht Anderes mehr Theilnahme empfanden, als für den
Reinheitskrieg, und wie hypnotisiert auf das Loch in den
Wägen starrten, so könnte man mit ähnlichem Recht von
unseren Volksvertretern und breiten Schichten unserer Be-
völkerung behaupten, daß sie im hypnotischen Banne der
Militärvorlage stünden und alles andere darüber vergäßen!

Die Militärvorlage — immer wieder und wieder
taucht sie in den Gesprächen, in den Zeitungen,
in den politischen Parteitischen auf, und keine andere
Vorlage hat in dieser umfassen und ein-
schneidenden Weise das Wort von den großen Ereignissen
benutzt, die ihren Schatten vorauswerfen. Ein recht
bedauerlicher Schatten übrigens, der verdunkelt und ver-
wirrt wirkt, und zwar schon seit Wochen und Monaten,
während in anderen, früheren Fällen weit schneller die er-
wünschte Klärung eintrat, sei es zum Guten, sei es zum
Schlimmen! Bei dieser Vorlage aber sind wir noch um
keinen Schritt weiter gekommen; „da steh ich nun, ich
armherziger, und bin so klug, als je zuvor“, darf auf die
Abgeordneten wie auf ihre Wähler angewendet werden,
denn man ist heute in seinen persönlichen Ansichten wie in
den sachlichen Meinungen über das endgültige Schicksal der
Vorlage ebenso ungewiß, wie vor einem Vierteljahr. Wenn
nämlich in den Ansichten hier und da vielleicht doch eine
kleine Schwendung eingetreten ist, so dürfte sie mehr für
die Vorlage sein; man möchte nicht gern die Verantwortung
auf sich nehmen, das junge Reichs Volk so unvoll-
ständig zu lassen, daß sich dies bei ersten Verwicklungen
eventuell täte, andererseits aber schreit man doch immer
wieder vor den gewaltigen finanziellen Opfern und deren
wirtschaftlichen Folgen zurück. In einer noch schlimmeren
Lage befinden sich unsere Reichsboten, denn sie werden
schließlich für Alles verantwortlich gemacht, und diese Ver-
antwortlichkeit wäre ja leicht zu tragen, wenn sie das
höhere Gefühl hätten, daß ihre Wählermassen hinter ihnen
stünden. Darüber sind aber bei vielfach gänzlich im Unklaren,
auch sie selbst sind Schuld an dieser unangenehmen, so
vielen von ihnen bedenkliche Kopfschmerzen machenden Lage;
von den Wahlen versuchen die als Kandidaten aufgestellten
Personen etwas engere (oft sehr erzwungene) Fühlung mit dem
Volke zu nehmen; kaum aber sind sie gewählt, so ist ihnen
mit einem Male die Januierung der Wähler höchst gleich-
gültig geworden, und deren Vordem so aufmerksam angehörte
Wünsche wie die auf weitere erfolgten Versprechungen sind
weitestgehend gar schnell vergessen und verdrängt; man
nimmt lustig im Berliner Leben umher, man besucht un-
regelmäßig die Fraktionen . . . Diners, man kommt
von der ausgegebenen Partei-Parole, und damit basta!
an den Wahlkreis selbst und die Wähler kümmert man, von
denen man ausgenommen abgesehen, sich höchst wenig um, wenn
auch doch der Fall, höchst ungern, von den Ansichten in den
breiten Massen hat man keine Ahnung und ist lebhaft ver-
wundert, wenn man sich bei großen Krisen, wie sie die
Militärvorlage leicht hervorrufen kann, unwillkürlich ohne
den nötigen Rückhalt sieht und bei einer Neuwahl betriibt
von dem Reichstags-Mandat Abschied nehmen muß! Diese
Vorlage, den Volksvertreter zu spielen, nicht ein richtiger

Volksvertreter zu sein, zeigt sich wieder einmal in seiner
ganzen Verfehlung bei der erwähnten Vorlage und wird
sich bei einer hübschen Zahl von Abgeordneten früher oder
später schwer rächen; um die unruhigen Stunden, welche
jetzt die Herren haben, beneiden wir sie nicht, aber vermögen
sie auch nicht zu bebauern, nur schlimm, daß wir unter
ihrer Unruhe mit zu leiden haben, in einer Zeit, die
sowieso schon die nötige Festigkeit und Stetigkeit ver-
missen läßt.

Dieses Hin- und Herbewandern spiegelt sich nicht nur in der
Mythenbildung aller möglichen und unmöglichen neuen Parteien
wieder, sondern auch in dem eines festen Haltes entbehrenden
Verfahren unserer leitenden Persönlichkeiten. Nicht daß
wir hier Oppositionspolitik gegen den Reichstagskanzler v. Caprivi
treiben wollen, er ist von dem rechtlichen Bestreben, von
den besten Absichten, von dem tiefsten Pflichtbewußtsein,
dem Kaiser und dem Vaterlande in treuester und hin-
gebendster Weise zu dienen, erfüllt, aber es kann eben
Niemand über seinen eigenen Schatten springen, und Herr
v. Caprivi kann sich nicht größer machen, wie er ist, selbst
wenn er Lust dazu hätte, was bei seinem aufrichtig-
bescheidenen Wesen gar nicht der Fall. Aber hand aufs
Herz — wie hätte ein Kanzler wie Herr v. Caprivi die
gegenwärtige politische Lage auszubedenken gewagt, wie hätte
er — wir wollen gar nicht behaupten, daß dies ein Vor-
theil gewesen wäre — infolge des politischen Bankrotts in
Frankreich „Stimmung“ zu machen verstanden für die
Militärvorlage, wie hätte er vor allen Dingen im Reichs-
tag einen „kalten Wasserstrahl“ gen Westen gerichtet, wie
vernünftig hätte er die Beziehungen der Kaiserlichen Presse
gegen die Dreikönigsmächte geklärt und mit welcher
schönunglosen Ironie die Dummheit der französischen
Regierung bloßgelegt! Ganz Europa hätte auf diesen
deutschen Warnungsruf geseht, und auch unsere westlichen
Nachbarn — der Schreiber dieses kennt deren heillosen
Respekt vor dem „ogro“ Bismarck — wären, vielleicht mit
Zuführlustnahme von allerhand Panaxen, als bald beschiden-
lich zu Kreuze gezogen. Denn mag in der Militärs-
kommission gefogt werden, was will, die Angst in
Frankreich vor Deutschland ist noch heute eine
ganz gewaltige, und die dritte Republik wird sich
vorsam hüten, den ja vielfach gewünschten oder noch
besser erträumten Kampf mit dem mächtigen Gegner allein
zu unternehmen.

Denn trotz aller gegenseitigen Fährlichkeiten ist man
durchaus nicht felsenfest jenseits der blau-weiß-rothen Grenz-
pfeile von der „Bundestreue“ des Earenlands überzeugt,
und je höher man diese „Freundschaft“ räumt, desto weniger
glaubt man im Inneren daran. Nie hat sich seit der An-
näherung jener beiden Länder ein so günstiger Augenblick
das Band zu lockern oder überhaupt zu geräuschen, gezeigt,
wie jetzt, und wenn diesen Moment unsere Diplomaten nicht
zu benutzen verstehen, so verdienen sie mit möglicher Be-
schleunigung einen Ruheposten in Alhambra. Nicht daß
wir den Besuch des russischen Thronfolgers in Berlin als
bedeutendes politisches Ereignis auffassen, nicht daß wir
uns demüthig vor den neuerlichen feinen russischen Gunst-
bezeugungen beugen, aber es wäre eine offene Thorheit,
die sich uns langsam wieder entgegenstreckende Freundschafts-
hand zurückzustoßen und uns in den Schmolz oder Trug-
winkel zu verziehen. Al! Das nur in politischem Sinne
angeführt, denn so sehr auch manche unserer gebildeten
Kreise eine Demüthigung weniger Ansehens selbst, als des
dortigen autokratischen Regiments wünschen und so sehr
auch ein siegreicher Krieg unsererseits Deutschlands Welt-
machstellung von Neuem aufrechten und erheblich ver-
größern würde, in unserem Volke selbst wäre dieser
Krieg durchaus unpopulär, und Kriege zu unter-
nehmen ohne die Begeisterung der Gesamtbevölkerung,
wäre heute ein gewagtes Unternehmen. Man rede
uns nicht von dem Zusammenstoß des Slaventhums mit
dem Germanenthum, „der doch einmal kommen muß“, damit
hat es noch gute Bege, abgesehen davon, daß später ohne
Frage an die Stelle von Nationalitätskriegen die wirtschaft-
lichen Kriege treten dürften, viel unbarmherziger, viel ver-
nichter, wie Ersterer. Wirtschaftskriege aber, sobald wir
unseren Geldmarkt von den russischen Werthen freistellen und
überhaupt mehr den Standpunkt des Gebers wie den des
Nehmers beobachten, steht vorläufig einem guten Einver-
nehmen mit dem östlichen Nachbarlande nichts im Wege,
und bei der fast bedrohlich wachsenden Vermehrung unserer
Bevölkerung, bei dem ungeheuren Einflusse einer Bläse
oder eines Darniederliegens unserer Gewerbe und Industrieen
müssen diese wirtschaftlichen Interessen das Hauptaugenmerk
einer weisen Regierung bilden. In diesem Sinne wollen
wir den Berliner Besuch des russischen Thronfolgers als
eine gute Vorbedeutung auffassen!

Politische Tages-Rundschau.

— Im Reichstag ist am Donnerstag abermals die Be-
schlußunfähigkeit festgestellt worden; er war auch heute
nicht genügend besetzt und überhaupt in diesem ganzen Jahre
noch nicht ein einziges Mal beschlußfähig, vor Weihnachten
nur in ganz vereinzelten Fällen. Man wird auf die Dauer
doch nicht umhin können, ernstlich auf Maßregeln gegen
dieses Uebel zu sinnen, welches das Ansehen unserer parla-
mentarischen Einrichtungen schwer gefährdet. Gute Frequenz
gehörte auch sonst nicht zu den Eigenschaften des Reichstags;
so schloß aber wie in diesem Reichstag der neuen Ära
mit der liberal-freisinnig-sozialdemokratischen Mehrheit ist
es noch nie gewesen. — Ueber die Reichstags-Sitzung vom
24. Januar, in welcher bei einer namenhaften Abstimmung über
die Wahl des Abgeordneten v. Meiden die Beschlußunfähigkeit
festgestellt wurde, liegt jetzt der stenographische Bericht vor.
Es waren danach von 66 Konservativen 29, von 111 Cen-
trumsmittlern und Welsen 49, von 18 Freikonservativen 8,
von 42 Nationalliberalen 28, von 67 Freisinnigen 29, von
36 Sozialdemokraten 21, von 16 Polen 8, von 10 Mit-
gliedern der Volkspartei 2 und 5 „Wilde“, zusammen 179
Mitglieder, zugegen. Sonach waren die Volkspartei unge-
fähr mit 20, die Freisinnigen mit 39, die Konservativen
mit ebensoviel, die Freikonservativen mit 44, das Centrum
mit 48, die Polen mit 50, die Sozialdemokraten mit 62,
die Nationalliberalen mit 66 pSt. ihrer Fraktionsstärke
vertreten.

— Bei dem offiziellen Festmahl anlässlich des Geburts-
tages des Kaisers in Altona brachte Graf Waldersee den
Kaisertrost aus, der einige beachtenswerthe Stellen enthält.
Er führte dabei, dem „Hamburgischen Korrespondenten“ zufolge,
aus: Er habe in den letzten zwei Jahren Gelegenheit ge-
habt, die Schleswig-Holsteiner kennen zu lernen. Diese
haben harte Köpfe und steife Nacken, sie beugen sich nicht
leicht. Haben sie Vertrauen gefaßt, so halten sie es mit
Zähigkeit fest. Die wahre Treue könne sich nur bewähren,
wenn sie auf die Probe gestellt wird, wenn ernste Zeiten
kommen. Solche Zeiten hält man für gekommen. Der
Kaiser stellt auf Grund reichlicher Erwägung aller Verhält-
nisse auf den Rath erfahrener Männer an die Nation
Forderungen zum alleinigen Zweck, dem deutschen Reich
die erworbenen Güter, vor Allem den Frieden, zu erhalten.
Diese Forderung ruhe auf Widerstand. Er hoffe, die
Krisis werde glänzend überwunden. Sie werde es, wenn
Alle so treu zu Kaiser und Reich stehen, wie die Schleswig-
Holsteiner. Dann wird die Krisis dau gebiet haben, das
Ansehen des Vaterlandes zu erhöhen, und weil dann Nie-
mand wagen wird, uns anzugreifen, der Frieden auf lange
Zeit gewährleistet sein.

— Der diplomatische Zwischenfall wegen der Bot-
schafterhege in Paris ist erledigt. Das hollän-
dische Wiener „Freundenblatt“ bekräftigt die Erklärung,
welche der französische Minister des Auswärtigen, Dorelle, dem
österreichisch-ungarischen Botschafter, Grafen Hoyos, bezüg-
lich der gegen ihn von der französischen Presse gerichteten
verleumderischen Angriffe gegeben hat. Das „Freundenbl.“
äußert, daß durch diese Erklärung der Zwischenfall als be-
legt erscheine. Wie das „Freundenbl.“ vernimmt, ist Graf
Hoyos beauftragt worden, Dorelle gegenüber sich in
diesem Sinne auszusprechen mit der Beifügung, daß die
österreichisch-ungarische Regierung lebhaft bedauere, in die
Lage gebracht worden zu sein, zur Wahrung des Ansehens
der Stellung des österreichisch-ungarischen Botschafters in
Paris besondere Schritte thun zu müssen. Es sei zu hoffen,
daß die verletzenden Angriffe, denen mehrere Botschafter der
Reihe nach in Paris ausgesetzt waren, sich nicht wiederholen
würden, und daß jeder weitere Anlaß vermieden werde, die
mit der Frage der Stellung der Botschafter in Paris in so
unerwünschter Weise, wie dies in letzter Zeit der Fall war,
neuerdings befaßt zu müssen.

— Aus zuverlässiger Quelle wird gemeldet, in Kon-
stantinopel hätten bereits zwei Ministerraths-Sitzungen wegen
der ägyptischen Angelegenheit stattgefunden, und es
sei beschlossen worden, durch den türkischen Botschafter in
London den englischen Minister des Auswärtigen darüber zu
interpellieren, weshalb England seine Truppen in Ägypten
verfärkte und wie sich dies mit der Oberhoheit des Sultans
und der Selbständigkeit des Reiches vereinbaren lasse.
Ferner wurde beschlossen, an Muthar Pascha neue In-
struktionen zu senden. Der Sultan sei höchst erbitert über
das Vorgehen Englands in Ägypten, er habe dieselbe be-
reits eine Besprechung mit dem russischen Botschafter Nelidoff
gehabt, wobei der Sultan angeblich gekränkt habe, daß
längere Verbleiben Englands in Ägypten sei mit seiner
Sonderanität unvereinbar. In türkischen Regierungskreisen
wird geglaubt, der Sultan rege die Occupationsfrage wieder
an, um England zu einer Erklärung darüber zu veranlassen,
wann es Ägypten räumen werde. Es heißt, der Sultan

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 48. Abend-Ausgabe.

Samstag, den 28. Januar.

41. Jahrgang. 1893.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der alte Praktikant.

Eine bayrische Dorfgeschichte von Hans Hopsen.

Aber das erklärte Eichenhut nicht annehmen zu können. Er lehnte zwar mit aller Artigkeit ab, gab vor, daß er zu bequem, zu ungeschickt, zu leichtfertig sei, sich mit derlei Sorgen zu befaßen, allein Jene merkte doch, daß es ihm vor Allem unstatthaft schien, sich einer Frau zu verpflichten, an deren wissenschaftlichen Beruf und reine Absichten er noch nicht glauben gelernt hatte.

„Freilich, freilich!“ spottete sie, „wie wird so ein großer Herr vom Landgericht mit mir unter einem Dach stehen! Wer kann's denn wissen, ob's nicht nicht doch noch eines Tages einführen, die Rüdchel in Eisen und vorn ein Gendarm und hinten einer! Ich fürcht' mich schon jetzt...“ Sie lachte laut auf. „Mein lieber Herr, wenn Sie sich träumen ließen, wer Alles in mein'm Schulbüchel steht, was für große Herren und Damen, es gingen Ihnen die Augen über. Warum ich nur g'rad mit Ihnen so viel Umständ' mach'! Meiner Tren', ich weiß's selber nit. Sie sind ein guter Mann... um ein'n Pappenspiel kann' ich Ihnen 's Grundrüd' abhandeln, vielleicht gar um nichts, wenn ich nur möcht'... Aber nein, ich mag nicht. Sie kommen mir vor wie ein Kind. Und Kinder überbieten, bringt kein'n Segen!... Mir für ungut! Ich weiß schon, daß man Sie den „alten Praktikanten“ nennt. Ich komm' Ihnen vielleicht auch nicht bloß alt, sondern recht kindisch vor.“

Sie betonte beide Male das Wort „alt“, stand auf und schritt gedankenvoll, die Arme unter der Brust gekreuzt, die Stirn in Falten, vor Eichenhut auf und nieder. Auch dieser erdhoß sich. Er konnte sich das Gebahren des eigenhändigen Weibes nicht erklären. Es war ein herrschsüchtiger Geist in ihr, der den einmal ausgesprochenen Gedanken nicht preisgeben wollte und immer das Ende fest im Auge behielt. Dabei aber war die Güte, das Wohlwollen, das sie ihm entgegenbrachte, unverkennbar und Eichenhut der Mann nicht, den Wohlwollen und Güte, selbst wo sie ihm unwerth und unwerth erschienen, nicht rührten.

Es that ihm weh, daß er die tüchtige Frau, die ja nichts Unbilliges verlangte, verstoßen hatte. Am liebsten wär's ihm gewesen, der vertrackte Damian Bartel hätte sein Grinnern gar nicht auf das verregene Feld gelenkt. Kaum, daß er seines Eigenthums bewußt geworden, hatte er auch richtig schon Verger und Sorgen davon.

Der Mond stand hoch; die Nacht war spät; die Pause, welche das Zwischengespräch jetzt erduldet, dünkte ihn peinlich für Beide. „Es ist Zeit, daß ich mich auf den Heimweg mache“, sprach er, die Hand zum Scheidegruß ausstreckend, „leben Sie wohl für heute. Wir wollen Beide die Sache beschlafen und uns über Nacht träumen lassen, wie wir's am besten austragen.“

Die Bauerndoktorin blieb vor ihm stehen und sah fest und herben Ausdrucks in sein Gesicht.

„Ich kann nicht schlafen, che das, was zu überlegen bleibt, beschloffen ist. Mir ist die Nacht zum Ausdrucken von der Arbeit da, nicht um mir auf gut Glück was träumen zu lassen, was ich am Tag mit nachem Hirn mir hätt' andeuten sollen. Mit dem Traumbüchel vor der Nase wär' ich nit so weit kommen, als ich bin.“

Der Praktikant suchte sie zu begütigen, und da er merkte, daß sie nur mit halbem Ohr auf ihn hinhörte, riß ihm endlich die Geduld, und er plägte mit dem Vorschlage heraus, den er schon seit einer halben Stunde auf dem Herzen hatte.

„Hörchen Sie einmal zu, Frau Moosrainerin, was mir die einfachste Lösung der verdorrenen Geschichte scheint.

Sie wollen das Grundrüd'? Gut. Ich schenk' es Ihnen. Und das gern. Ich hab' gestern immer gewünscht, daß es überhaupt mein gehört. Ich werd' es morgen wieder vergessen haben. Also abgemacht, Frau Nachbarin, schlagen Sie ein!“

Sie stand noch immer vor ihm und las in seinen Zügen. Endlich redete sie, lachte mit dem Kopf dazu nickend: „Ich hab's ja g'sagt: ein Rüd! Die Kinder verschicken, was sie haben, und — Kinder lassen sich schenken. Die Bauerndoktorin ist leider... nein, ist Gott sei Dank! kein Kind mehr. Aber sie hat allemal die Kinder gern g'habt, auch die alten Kinder, wenn's nur sonst gute Kinder waren. Aber Kinder brauchen einen Vormund. Der Herr, der die Villen auf dem Felde kauft, ist nicht alle Tag zu sprechen, wenn g'rad die lieben Fräulein Löhner in die neuen Hosen reifen... Mit aufzucken! Ich hab' Sie ja nicht beleidigen und überhaupt nicht mehr sagen wollen, als daß man den alten Rüd' nicht vor Ihnen zu warnen braucht. Sie werden andere gute Eigenschaften haben, mit denen man auf Erden glücklich und im Himmel selig wird. Gut so! Was unser Ick's Grundrüd' mit den schönen Diletti da betrifft, so ist das mein Vorschlag. Ich hab' ihn mir ein wenigler ausstaffirt, vielleicht g'fallt er Ihnen um so besser und erscheint Ihnen um so annehmbarer.“

„Gerad damit!“

„Gerad damit. Vor der Hand kriegen Sie... gar nichts! Aha, das g'fällt Ihnen! Hab' mir's nicht anders erwartet. Aber wir sind noch nicht am End'. Ich bau' also ungeführt weiter...“

„Ungeführt! Abgemacht!“

„Ausreden lassen! Ich bau', was ich mag, wann ich mag, wie ich mag. Und was fertig ist, g'hört mein. Das fertige Häusel...“

„Und der Grund, auf dem das Häusel steht. Punktum! Amen!“

„Für mir und wieder nit! Aha, da müßt' ich bitten. Lassen Sie mich anreden. Sekunder kommt erst das Wichtigste. Alsdenn (Also) Sie kriegen als Entgelt und Kaufpreis für alle Ansprüche auf Feld...“

„Und Diletti.“

„Meinvergnügen auch für die Diletti, wenn Sie kein Familieninteresse dafür haben... Ich mein' nur, weil Sie selber so ein Unkraut sind, nit etwa... O Gott be- wahre!... Sie kriegen, was in den ersten sieben Jahren als Miethsgeld von den Bewohnern des auf diesem Grund- rüd' aufzuführenden Hauses bezahlt wird. Ohne Abzug! So ist's! Vielleicht machen Sie ein gutes Geschäft... vielleicht machen Sie gar keins. Die G'schicht ist ein wenigler verrückt ausgebackt; jawohl, Herr Praktikant. Aber mir scheint, Sie haben's gern so. Schlagen's ein?“

„Mit Vergnügen!“ rief Eichenhut, „daransteht, daß ich mich um gar nichts zu kümmern brauche.“

„Nicht um das Geringste! Umsehen werden Sie sich ja doch von Zeit zu Zeit, wie's auf Ihrem ehemaligen Ritter- gut aussieht. Schon an Höflichkeit für mich. Nicht wahr?... Sehr angenehm... Den Kaufpreis, will sagen die Miete, können Sie alljährlich einnehmen oder auch, wenn Ihnen zu legend einem Zwecke das dienlicher erscheinen sollte, Sie können nach Maßstab des ersten Jahres die ganze Summeogleich kapitalistisch erhalten. Darüber wird kein Prozeß geführt werden. Bei meinen Lebzeiten schon gewiß nicht, und zum Sterben hat's wohl noch eine Weile mit Gottes Hilfe... Was mich aber bei dem Handel am meisten freut, ist, daß der gestrenge Herr Jurist nun hoch mit Schickal und Glück der Bauerndoktorin verhandelt ist, mit der er bei Leib nichts Geschäftliches hat gemein haben wollen, und daß Sie im Stillen — denn Niemand will seinen eigenen Schaden — dafür beten müssen,

daß mein Plan gelingt, mein Werk gedeiht und meine Häuslein sich gut vermehren.“

Sie lachte laut, und Eichenhut lachte mit. „In diesem Sinn mag's gern geschehen!“ sprach er. „Auch wenn's mir keinen Vortheil bringen sollte, werd' ich Ihnen zu allem Guten, was Sie treiben und bereiten, alles Glück wünschen.“

„Und ich danke für diesen guten Spruch, denn Schickliches treib' ich ohnehin nicht!“ sprach sie, und er antwortete:

„Ich glaub' es!“

Darauf reichten sie sich zur Befestigung ihres wunder- lichen Vertrags und endlich zum Abschied die Hände. Sie gingen noch einmal miteinander die Bauanlagen entlang. Er fragte noch Dies und Das, mehr aus Höflichkeit denn aus Neugierde. Dann gab sie ihm auf der schmalen Fag- straße bis zum kleinen Mariatannet das Geleite.

Ehe sie sich trennten, blickte sie noch einmal hinab auf die vom hohen Mond überflanzten Fundamente. Sie lagen wie ein in Silberstein gegossener Grundriß vor ihren Füßen, nur zum kleinsten Theil durch die letzten Wald- bäume vergritt. Eine schwarze Schattenmenge sah das im Dusch verlichte Rüdlein ihnen über die Schultern. Nur hier und dort traf ein Mondenstrahl einen der verwitterten Schwellen der schmuddigen Fassade, je nachdem die im Winde saufenden Bäume ihre Zweige hin und wieder be- bewegten. Die ihr am Thürschwengel holte zum Schläge aus, stöckend, heiser und rasselnd. Ihr Nachbargen deutlich im Gesicht ausstrahlend, wandte die Moosrainerin die Augen gegen das unsichtbare Schlagwerk zurück, und kaum, daß dieses sein Gesicht beendete, sprach sie: „Dafür muß ich auch sorgen, daß unsere liebe Frau im Wald einen andern Klingklang aufs Thürmlein kriegt. Wenn meine Patienten den abschrecklichen Knack hören, läuft mir einer nach dem andern davon. Das ist kein Glockenspiel für Kranken! Denken Sie sich Einen, der schlaflos, vielleicht in Schmerzen auf sein'm Bett liegt, und alle Viertelstunden klopf ihm so ein Nachtschmerz an die Fenster: der laun kein Aug' zumachen, fürchtet sich zu Tob, und am andern Morgen ist er elender dran als gestern. Auch dafür muß g'forgt werden und zwar ohne Verzug!“

Sie machte sich einen Knopf ins Taschentuch: Eichenhut fragte verworren:

„Warum haben Sie Ihre Heilanstalt so nah' an dem Ralfahrtkirchlein gegründet? Fürchten Sie nicht, daß man Sie sehr belästigen wird?“

„Neben Augen und Lippen der Bauerndoktorin ging ein eigenhändiges Lächeln, das ihren Zügen einen ältlichen und befremdlichen Ausdruck gab, während der Mondenstrahl ihm alle seine Farbe nahm.“

„Fürchten?“ sagte sie, „hoffen, guter Mann! Ich hoffe sehr auf Belästigung. Um recht über und über belästigt zu werden, eben deshalb hab' ich mich hier am Wald breit niedergelassen und war mich auf möglichst viel Belästigung einzurichten bedacht. Mariatannet hat Ruf und Zug unter dem Volk. Sie sind's gewohnt von Mordherbergen her, da heraus zu pilgern scharenweise und Heffung, Stärkung und Heilung für allerhand Gebrechen und Schmerzen zu er- bitten. Die Menschen sind Heilensüchtige, und ein Rar macht immer jehne; wo Einer den Weg hinweist, folgt ihm gern ein Dutzend nach. Jetzt geht dann Einer mit dem andern, der Eine zur Kirch', der Andere zum Spital, oft auch der Eine von der zu dem. Wenn der Glaube allein nit hilft, der klopf nachträglich auch noch bei der Doktorin an, und wo die Bauerndoktorin nit fertig kriegt, da hilft vielleicht die heilige Mutter Gottes noch mit ihrer Fährpflanz' aus. Ein bißel Heiligkeit schäd't bei keim' guten Werk. Und so werd' ich dem lieben Kirckel ganz gewiß nit schaden — und mir die Kirch' erst recht nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Shizen aus Nassau.

Nach archivalischen Quellen bearbeitet von Theodor Schäfer.

Die ersten Postanstalten in Nassau.

Mit dem Fürsten Karl, dem Hauptvater des nassau-ursingen- schen Fürstenhauses, dem seit 1728 die Herrschaften Idstein und Wiesbaden heimgefallen waren, schloß der Zarische Posttrah Graf vom Berberich am 25. Septbr. 1744 zu Wiesbaden eine Konvention, die Jene neben einer Meistpost auch eine Fahrpost für die Linie Mainz-Wiesbaden- Idstein-Iltingen garantierte. Sie ließ jedoch auf sich warten, nach wie vor besorgte die schwedisch-heffische Post zu Idstein die Beförderung der Korrespondenzen, die ihr Boten von Iltingen aus zubrachten, während der Landreiter Stahl zu Iltingen den Reifenden „privatim postmäßig“ weiter half. Ein Erfolg für das hier nit zu Stande Ge- brachte sollte die Etablierung einer Posthalterei bei dem Wirt Joß. Justus Schmidt zu Neuhof bei Wehen für die vom 16. Febr. 1750 ab jeden Montag und Donnerstag von Mainz über Wiesbaden nach Rierberg, Limburg zc. bis Köln hier vorüberfahrenden Postwagen sein. In Köln, wo sie täglich Anstuf nach Breg, Jülich, Aachen und Düsseldorf zc., dreimal in der Woche nach Lüttich zc., drei- mal nach Arnhem, Nimwegen und Amsterdam fanden, traf der eine am Mittwoch, der andere am Sonnabend früh ein. Der am Montag aus Mainz abgelassene Wagen fand in Limburg, das jetzt einen Centralpunkt verschiedener Post- linien bildete, sofortigen Anstuf an den wöchentlich ein- mal von dort nach Weiburg, Breglar und Dillenburg, so- dann an den über Diez, Nassau und Gms nach Koblenz fahrenden Postwagen; Letzterer kam Dienstags Nach- mittag in Koblenz an, fuhr Mittwoch früh nach Trier

weiter, traf dort am Donnerstag Nachmittag ein und legte am Freitag seine Fahrt bis Luxemburg fort. Endlich fanden beide Mainzer Fahrposten in Limburg Dienstags und Freitags Anschlüsse an die von Köln und Bonn kommenden, nach Aachen und Frankfurt fahrenden Postwagen. Ihre Zurückkunft von Köln nach Mainz erfolgte am Sonnabend bezw. Dienstag Abend. — Im Jahre 1754 ging wegen des schlechten Weges diese Fahrpost Mainz-Limburg und somit auch die Posthalterei Neuhof wieder ein. Ein später abermals nach Limburg dirigierter Wagen unterbrach seine Fahrt in Neuhof nicht. — Als am 31. Oktober 1776 Fürst Karl Wilhelm von Nassau- Iltingen die Postkonvention für sein Land mit dem Fürsten Karl von Thurn und Taxis erneuerte, einigte er sich mit diesem dahin, daß für den Limburg-Wiesbadener Post- wagen eine Station auf der Hühnerfische eingerichtet, für den Iltingen-Frankfurter Fußboten ein reisender Briefbote eingestellt und allen Land- und Privat-Boten das Ein- sammeln von Briefen unterjagt werde. Der Postritt von Iltingen nach Frankfurt fand vom 19. Januar 1779 ab jeden Dienstag und Sonnabend statt. Die Stationsanlage auf der Hühnerfische zog sich dagegen bis 1783 hinaus; am 6. Januar d. J. machte der Postwagen Mainz-Wies- baden-Limburg, für dessen Hinfahrt am Montag und Rückfahrt am Dienstag der Posthalter vier Postpansperde für eine Jahresvergütung von 650 fl. hielt, seinen ersten Halt an der neuen Station.

Das waren so ungefähr die Postlinien, die sich über die nassauischen Territorien ausspannten, als im Jahre 1806 die Fürsten von Nassau-Iltingen und Nassau-Weiburg ihre Lande zu einem unteilbaren Herzogthume vereinigten und durch die reichthümlichen Entschädigungslande arrondierten.

In diesen letzteren, namentlich in den vormals kurtierischen Landestheilen, korrespondirten die Posteinrichtungen mit den oben beschriebenen. In dem kurtmainzischen Rheingau, zwischen Mainz und Ridesheim, fuhrte vom 11. Okt. 1784 ab für kurze Zeit täglich eine sog. Landbilligence, auf der ein Fahrpost mit 50 Pfd. Freigeleit für die Stunde 12 Kr. entrichtete; sie beförderte auch Briefe für eine Gebühr von 1 Kr., wurde aber durch die Wasserbilligence in ihrer Prosperität beeinträchtigt. Nach wie vor besorgte der Eltviller Bote wöchentlich zweimal Briefe für 2 Kr. nach Mainz; wer ihm einen solchen mitzugeben hatte, steckte ihn ans Fenster. Nach dem Abfall des kurtmainz. Rheingaus an Nassau-Iltingen besorgte ein reisender Bote die Korrespondenz zwischen Ridesheim und Wiesbaden Mittwoch und Son- abends, indem er bei Bertranten die diesen eingelieferten Briefe für die Post abholte und dort eingelaufene Jene zur Ausheilung abgab. Von 1803 ab war zu Eltviller bei Angermann, von 1807 ab auch in Ridesheim eine Expedition eingerichtet. Von hier holte der Rorker Postbote die Ein- gänge ab, nach Raus gingen sie durch den Rauer Anst- boten weiter. Die reichthümlichen kurtmainzischen Landes- theile zwischen Rastel und Frankfurt durchlief von Mainz aus täglich eine Meistpost und Montags, Mittwoch und Freitags ein Postwagen, seit 29. Sept. 1801 eine Land- billigence oder Wallepost nach französischem Muster. In der Grafschaft Holzapfel und der Herrschaft Schauburg sammelte ein Kontingents-Geldbot die Briefe und brachte sie nach Limburg oder sandte sie mit dem Holzapfeler Bergboten nach Holzapfel, von wo sie der durchziehende Postillon mit nach Nassau nahm. In den Aemtern Braunfels, Greifen- stein, Hohenfels, Meisfeld, Neuenburg, Altenwied zc. be- fanden keine eigentlichen Post, sondern nur Boten-Anstalten.

(Fortsetzung folgt.)

Müller (34. Eug. Selter), Steingasse 1.